

disputa:

Die Spur der Auferstehung

„Ein geniales Buch und bestechend schön, faszinierend, herrlich und heilig. Tiefer hat sich noch keiner in die Grabhöhle Jesu Christi vorgewagt.“ So Klaus Berger über das jüngste, in diesen Tagen erscheinende Buch von Paul Badde, aus dem im Folgenden ein Auszug vorgestellt sein soll. Worum geht es? Badde habe, so schreibt der Exeget Berger weiter, „als erster Mensch plausibel rekonstruiert, wie Petrus die Spur der Auferstehung Jesu Christi von den Toten sah“. Ist das berühmte Grabtuch von Turin, das jetzt vom 10. April bis zum 23. Mai wieder aus der Nähe zu sehen ist, nicht eine solche „Spur“, die in das Grab Jesu Christi führt? Richtig. Aber diese heilige Reliquie, die den Gekreuzigten mit geschlossenen Augen zeigt, ist nicht das einzige Tuch, von dem der Evangelist Johannes in seinem Auferstehungsbericht schreibt. Erst mit dem „Volto Santo“ von Manoppello, dem „heiligen Antlitz“ mit den geöffneten Augen auf dem zarten Muschelseidentuch in den Abruzzen, führen dann beide Tücher zusammen auf die „Spur der Auferstehung“, wie es als ersten Petrus und Johannes am Ostermorgen geschah. Wer im April und Mai nach Turin schaut, kommt auch an Manoppello nicht mehr vorbei.

Paul Badde: Das Grabtuch von Turin oder das Geheimnis der heiligen Bilder. 160 Seiten mit vielen Bildern, Pattloch-Verlag, München 2010. 22 Euro. ISBN-10: 3629022618, ISBN-13: 978-3629022615.

Bild: Detail vom ersten Foto-Negativ des Turiner Grabtuchs von Secondo Pia aus dem Jahr 1898 (aufgenommen in Saint Hippolyte von P. Badde)

Licht aus der Dunkelkammer

*Das Grabtuch von Turin und das
Heilige Schweißstuch aus Rom – das
sich heute in Manoppello befindet:
Eine Rekonstruktion der Ereignisse
am Ostermorgen mit Petrus und
Johannes am heiligen Grab*

*Das „Schweißstuch“ aus Muschelseide
in Manoppello, 3. Januar 2008*



Foto: Paul Badde

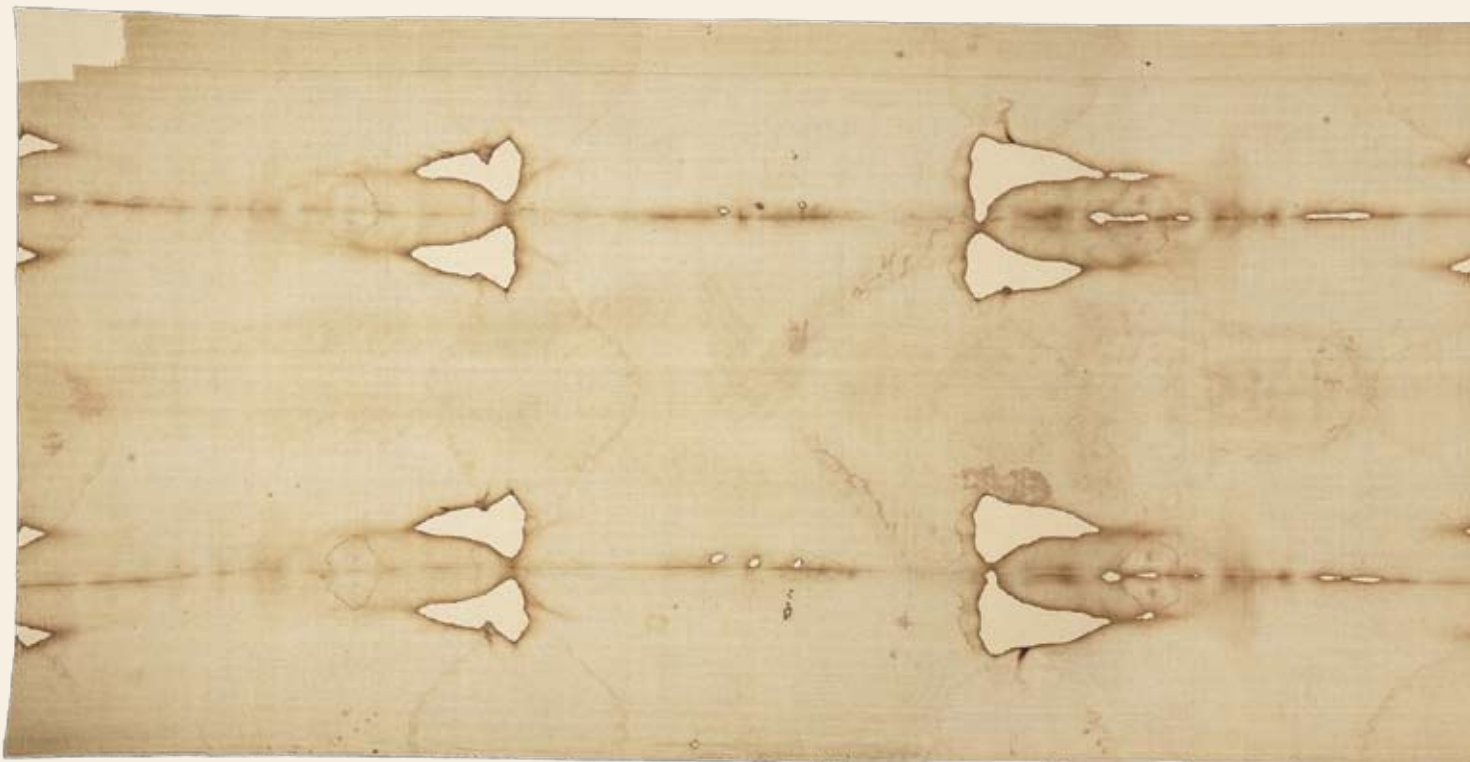
Von Paul Badde

Das Grabtuch Christi befindet sich heute im *Duomo di Torino* vorne links in einem schwer gesicherten Spezialschrank hinter Panzerglas, wo ich mich im Herbst 2002 ein letztes Mal über das Haupt voll Blut und Wunden hatte beugen dürfen. Näher kommt dem Grabtuch heute normaler Weise kein Mensch mehr.

Dennoch ist Turin natürlich voll von seinen Spuren. Neben Rauchmänteln in Purpur, neben golden schimmernden schweren Brokatgewändern und anderen kostbaren Paramenten findet sich - nicht weit vom Dom - in der Dominikanerkirche zum Beispiel ein großes altes Seidenbanner in einer Glasvitrine, wo die Muttergottes mit Engeln das große Grabtuch Christi in der Mitte vor der Mittagssonne entrollt. Es war diese Flagge, die am Morgen des 7. Oktober 1571 am Hauptmast des Flaggschiffs der Savoyer flatterte, als die vereinigte Flotte der westlichen Christenheit in der Bucht von Lepanto den vielfach überlegenen osmanischen Seestreitkräften Ali Paschas entgegen segelte, einem Tag der Entscheidung für Europa. Am Abend endete die größte Seeschlacht aller Zeiten mit einem völlig überraschenden Sieg des Westens.

Zehn Minuten weiter, in der Via Domenico, findet jeder, der den Pilgerweg des Leinens verfolgt hat, neben der Kirche der Bruderschaft des Heiligen Grabtuchs eine Fülle von Objekten, die die „Santa Sindone“ in den letzten Jahrhunderten begleitet haben. Etwa die große silberne Truhe, in der das Tuch im April 1997 aus dem brennenden Dom gerettet wurde, mit prächtigen Email-Arbeiten rundum. An beiden Enden ist der Schatztruhe ein Medaillon mit dem Gesicht Christi auf dem kleinen Schweißstuch eingeprägt. Daneben, im dämmerigen Dunkel, wo man sie kaum wahrnimmt, ruht in einer anderen Vitrine der klobige Holzkasten, mit dem der Rechtsanwalt Secondo Pia hundert Jahre zuvor, am 28. Mai 1898, das erste brauchbare Foto des heiligen Grabtuchs gefertigt hat.

Damals wurde das Grabtuch wieder einmal für acht Tage feierlich ausgestellt. Bei dieser Gelegenheit sollte auch endlich das erste Foto der „Santa Sindone“ hergestellt werden. Der Auftrag wurde erst erteilt, als die Ausstellung schon begonnen hatte. Wegen des Andrangs der Pilger ließ sich solch ein Foto nur nachts herstellen, mit einem eigenen Gerüst, zwei künstlichen Lampen, die heller brannten als tausend Kerzen, und einem eigenen Strom-Generator in der noch nicht elektrifizierten Kathedrale. Der erste Versuch misslang. Vier Tage vor dem Ende der Ausstellung stieg Secondo Pia dann noch einmal abends



Das 4,36 mal 1,10 große Turiner Grabtuch nach den Restaurierungsarbeiten von 2002, links die Vorderseite des Gekreuzigten, rechts seine Rückseite

um halb zehn auf das Gerüst, wählte eine Belichtungszeit von rund 20 Minuten bei veränderter Beleuchtung und machte sich mit seinen Gehilfen gegen Mitternacht daran, die Platten in der Dunkelkammer zu entwickeln. Auch jetzt war nur eine Aufnahme gelungen.

„Mir stand fast das Herz still!“ sagte er später über den Augenblick, als er die 50 mal 60 Zentimeter große Fotoplatte schließlich aus der Wanne hob und erstmals gegen das schwache Rotlicht der Dunkelkammer hielt – auf der plötzlich der Ermordete mit all seinen Wunden vor ihm stand und mit der Majestät eines Königs, die erst im Negativ positiv vor dem Betrachter aufleuchtete. „Beinahe wäre mir die Platte aus der Hand gerutscht. Beinahe hätte ich sie vor Schreck gleich wieder zerbrochen, als ich nun das Gesicht Jesu erblickte, wie es seit 1900 Jahren noch keiner gesehen hatte.“ Zwei Wochen später berichtete in Genua eine Zeitung über die Entdeckung, von der noch keiner je gehört hatte. Am 14. Juni 1898 verbreitete der *Corriere Nazionale* in Rom die Nachricht und am 15. Juni der *Osservatore Romano* des Vatikans. Das erste Foto des Grabtuches gab der Forschung einen unglaublichen neuen Impuls. Doch in der Nacht vom 28. zum 29. Mai 1898 schloss sich in Turin auch ein bemerkenswerter Kreis, der in Jerusalem begonnen hatte.

Denn auch den Anfang der Geschichte des Grabtuches müssen wir ja in einer Dunkelkammer suchen. Den Raum gibt es noch heute, obwohl Kalif Al Hakim ihn im Jahr 1009 zerstören ließ. Doch danach wurde er wieder vollständig aufgebaut. Es ist die Grabkammer Christi in Jerusalem, wo jeden Morgen

das Augenzeugen-Evangelium des Johannes von der Auferstehung Christi von den Toten neu verlesen wird. Es ist die entscheidende Stelle des Evangeliums der ganzen Christenheit. Deshalb ist es auch undenkbar, dass Johannes sich an dieser Stelle mit Nebensächlichkeiten aufgehalten hat. Kein Evangelium habe ich jedenfalls häufiger gehört, als diese ersten acht Verse vom 20. Kapitel des Johannes. Denn ich kannte den Text ja bald schon auswendig in jenen zwei Jahren, in denen ich, so oft es ging, in der Früh in diesen Raum gelaufen bin - in den Jahren der letzten Intifada, als es hier so friedlich war wie im Herzen des Paradieses.

Das Grab Christi war ein so genanntes Trograb. Das heißt, links führte hier ein schmaler Gang in die Kammer, wo rechts daneben der in Tücher gewickelte Leichnam auf die steinerne Bank gelegt und zurück gelassen worden war. Denn es waren ja *Tücher*, von denen Johannes in seinem Bericht über diese Augenblicke vor allem spricht; das griechische „*Othonia*“ ist eine Pluralform. Es waren also mehrere Tücher, die er da liegen sah, im Einklang mit den damals üblichen jüdischen Bestattungssitten. Dass sich die große *Sindon* darunter befand, ist selbstverständlich. Gewiss war unter den Tüchern auch noch das Blutuch, das im nordspanischen Oviedo aufbewahrt wird. Es war dem Gekreuzigten unmittelbar nach dessen Sterben auf das Gesicht gedrückt worden, um das Blut aufzufangen, das ihm nach dem letzten Atemzug aus dem Mund brach. Sicher ist es mit Jesus bestattet worden. Doch dieses Tuch enthält kein Bild. Es sind nur Blut und Flecken darauf. Das „Bild“ auf dem

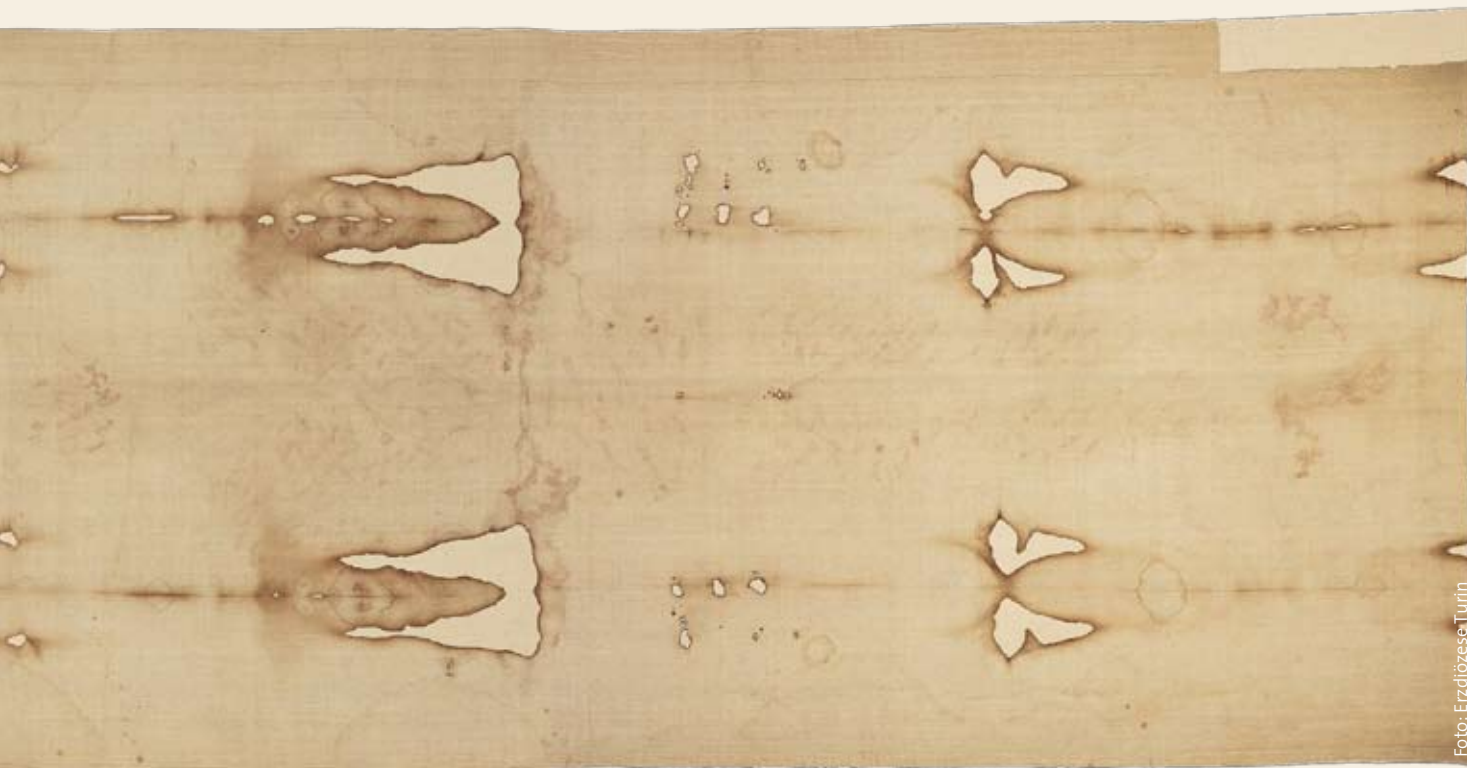


Foto: Erzdiozese Turin

Turiner Grabtuch hingegen kann Petrus unmöglich im Grab schon gesehen haben. Dazu war es hier nicht nur viel zu düster. Die Kammer war auch viel zu klein, um es hier schon zu entfalten. Das Grabtuch ist doch vier Meter lang.

Nachdem Johannes zweimal die „Tücher“ erwähnt hat, spricht er aber auch noch von dem „Schweiß Tuch, das auf dem Kopf Jesu gelegen hatte“ - mit dem Zusatz, dass es „nicht bei den Leinenbinden lag, sondern zusammengefaltet daneben an einer besonderen Stelle.“ Dieses *Soudarion* lag also allein da, abgesondert von den anderen Tüchern. Darauf legt Johannes Wert in dem überaus knappen Text. War es aber so, dann muss es auf dem Boden gelegen haben. Sonst gab es kein „Abseits“ neben der steinernen Bank auf der rechten Seite des schmalen Ganges. Die Bank war kein Bett, wo etwas in einer Ritze verschwinden kann. Einen anderen Platz „abseits“ und „daneben“ gibt der konkrete Grabraum nicht her. „Getrennt von den anderen Tüchern“ konnte in diesem Raum nur bedeuten: auf dem Boden der Kammer.

Am besten machen wir uns dafür noch einmal neu mit ihm und Johannes zum Grab Christi auf. Maria Magdalena war frühmorgens – „als es noch dunkel war!“ – zu ihnen gelaufen gekommen und hatte sie atemlos alarmiert: „Man hat den Herrn aus dem Grab weggenommen, und wir wissen nicht, wohin man ihn gelegt hat!“ Sie hatte im Dunkeln gesehen, dass der Verschlussstein von dem Grab weggerollt worden war, schreibt Johannes, der nun mit Petrus durch das Morgengrauen zum Grab hastete. Wurde es inzwischen heller? Gut möglich, doch in Jerusalem ist die Dämmerung ein kurzer Prozess.

„Da gingen Petrus und der andere Jünger hinaus und kamen zum Grab“, heißt es, „sie liefen beide zusammen dorthin, aber weil der andere Jünger schneller war als Petrus, kam er als erster ans Grab. Er beugte sich vor, sah die Leinenbinden liegen, ging aber nicht hinein. Da kam auch Simon Petrus, der ihm gefolgt war, und ging in das Grab hinein.“ Was er von außen sah, kann im Dämmer der Kammer nicht allzu viel gewesen sein. Warum ging er aber nicht hinein? Sicher spielte die Scheu jedes frommen Juden vor Gräbern dabei eine Rolle. Johannes hatte ja bei dem Kreuz gestanden. Er wusste, Jesus war wirklich tot. Scheu war auch Simon Petrus, und nicht weniger fromm. Doch Petrus war außer sich, seit er den liebsten Menschen seines Lebens zwei Abende zuvor dreimal verleugnet hatte, in der Stunde von dessen höchster Not. Jetzt kam er verspätet angelaufen und ging sofort in die Grabkammer hinein. Er musste prüfen, was da geschehen war. Viel war es nicht. „Er sah die Leinenbinden liegen“, schreibt Johannes.

Doch ohne Kerzen, ohne Licht außer dem schwachen Schein der verdämmernden Nacht, der durch die niedrige Öffnung fiel, müssen wir uns das „Sehen“ in diesen Momenten unbedingt auch als ein Tasten und Fühlen vorstellen. Was denn sonst? Die Tücher waren kultisch unrein, wie überhaupt das ganze Grab, es war dunkel, erst recht rechts neben dem Eingang auf der Steinbank, wo Jesus gelegen hatte. Da fühlte und „sah“ Petrus also die Tücher und sofort war klar: ER war nicht mehr da! Da war keiner mehr. Er tastete noch einmal die leeren Tücher auf der Steinbank ab. Jesus lag nicht mehr in ihnen. Er war nicht mehr da, keine Frage!

Warum rannte er nun nicht gleich hinaus zu Johannes? Warum stürzte er nicht zu den anderen Aposteln, um mit ihnen zu überlegen, was sie nun tun sollten, oder zum Hohen Rat? Warum lief er dann nicht mit Johannes zu Joseph von Arimatäa und Nikodemus, die Jesus ins Grab gelegt und den großen Stein davor gerollt hatten? Warum nicht? Warum geht der Faden der Erzählung nun so ganz anders weiter als bei Maria von Magdala und ihrer Erkenntnis: „Man hat den Herrn aus dem Grab weggenommen und wir wissen nicht, wohin man ihn gelegt hat.“ Jesus konnte doch nur weggeschafft worden sein, was denn sonst!? Vielleicht von Römern, vielleicht von Räubern, von wem auch immer, doch er war weg. So hatten es die Frauen gesehen und so sah und fühlte es jetzt auch Petrus – mit einem einzigen Unterschied.

Denn „er sah die Leinenbinden liegen und das Schweiß-tuch, das auf dem Kopf Jesu gelegen hatte“, heißt es eben nun bei ihm, „es lag aber nicht bei den Leinenbinden, sondern daneben zusammengebunden an einer besonderen Stelle“. Der Eingang des Grabes ging nach Osten, auf die Stadtmauer zu. Jetzt hellte es gerade auf. Schwaches Morgenlicht fiel durch die Öffnung des Felsens in die Kammer. Das war der Unterschied.

Denn nun hatte Petrus in dem schattigen Dunkel auf dem Boden plötzlich noch etwas anderes erblickt. Vor seinen Füßen fing sich das leise Licht in etwas Unbestimmtem, wie sich Wind in einem Strauch fängt. Wie ein Flimmern aus dem brennenden Dornbusch. Es schimmerte golden, bronzen. Hätte es auf der Bank bei den anderen Tüchern gelegen, hätte das erste Morgenlicht es nicht erfassen können. Auf die Bank fiel überhaupt kein Licht, unmöglich. Der Lichteinfall war durch den niedrigen Eingang nur auf den Boden möglich. Auf der Bank mit den Tüchern blieb alles im Schatten. Nur auf dem Boden konnte Petrus etwas sehen, und was er da nun sah, war zart wie gewebter

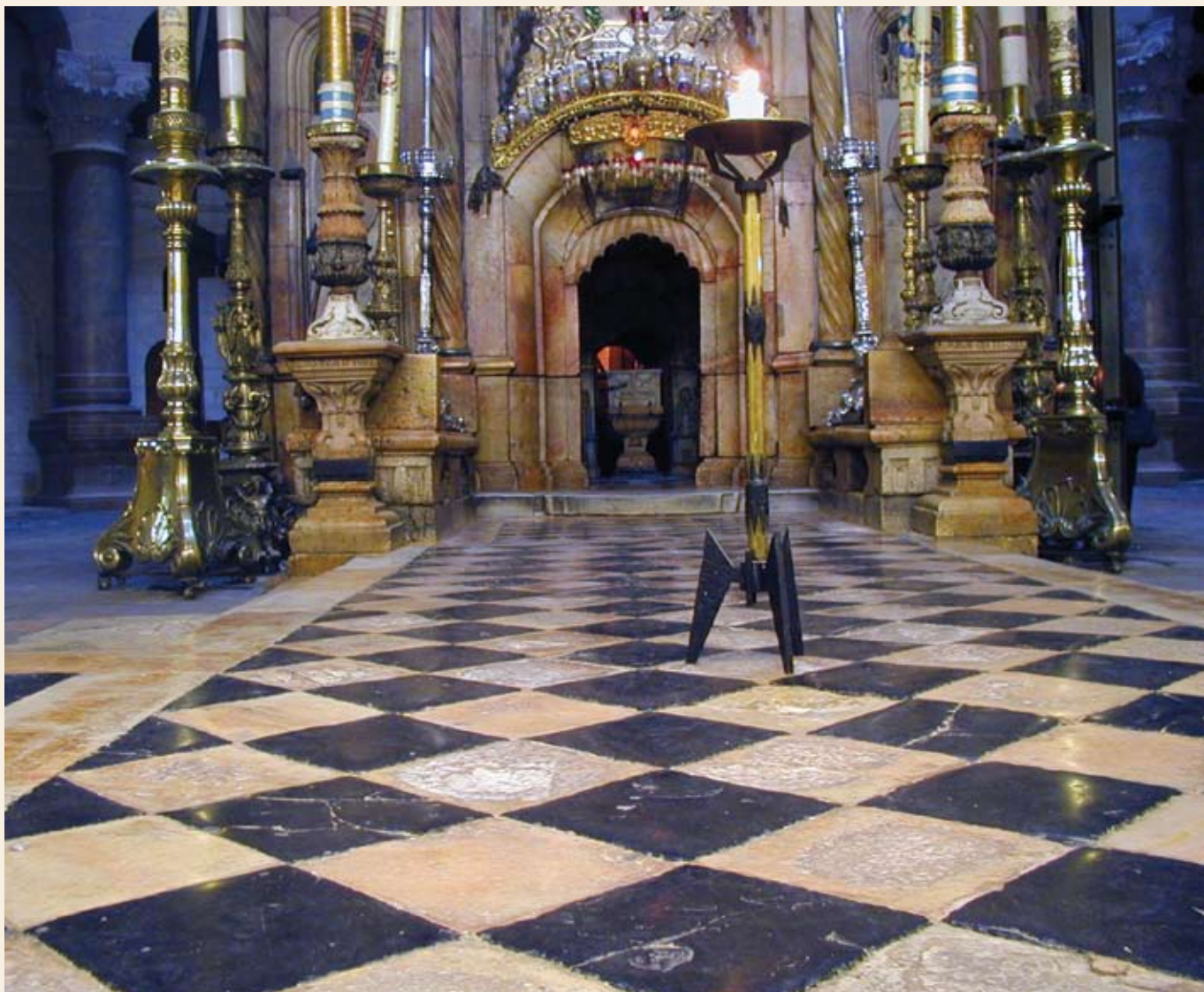
Atem und so fein, dass Petrus es auch nicht gesehen hätte, hätte es flach auf dem Boden gelegen. Doch es war gewickelt, gebunden, gefaltet, aufgerollt, eingepackt oder zusammengelegt. Das griechische Verb *entylisso*, das Johannes benutzt, kann all dies bedeuten. Klar macht der Ausdruck damit nur eins, es lag nicht plan da. Natürlich bückte Petrus sich nieder und hob es auf. Es war das Tüchlein, das auf Jesu Gesicht gelegen hatte, feinste Muschelseide. Es war leicht wie eine Engelsfeder, als Petrus es aufhob, entfaltete und gegen das Licht des Eingangs hielt. Was denn sonst? So muss er es gehalten haben, nicht in die dunkle Kammer hinein, sondern gegen das Licht. Es war aber ein *Lichttuch*. Es reagiert auf Licht.

Was Petrus nun in diesem Grab auf dem Schleier gegen den Morgen sah, machte mit einem Wimpernschlag klar wie die Sonne: Keiner hatte den Herrn aus dem Grab genommen. Jesus war nicht geraubt und weg geschafft worden. Etwas vollkommen Neues war in der Welt in dem, was Petrus in den blauen Stunden des ersten Ostermorgens auf diesem transparenten Gewebe gegen das Licht des Eingangs erblickte. Hier blickte ihn plötzlich Christus an! Mit offenen Augen! Kein Mensch hatte dies je zuvor geschaut. Dieses Tuch sei „nicht von Menschenhand geschaffen“, hieß es später. Es war das Wahre Bild. Drei Tage zuvor hatte Petrus noch gesagt, er kenne diesen Menschen nicht. Stunden später hatte er von ferne zusehen und anhören müssen, wie Jesus blutüberströmt am Kreuz noch einmal aufschrie und starb. Er stand immer noch unter Schock – als ihn jetzt Christus selbst aus dem Schleier in seiner Hand anblickte. Jetzt kannte er ihn. Jetzt erkannte er ihn sofort. „Ich lebe!“ hieß es auf diesem Bilderbrief: „Ich lebe.“ Jesus war nicht mehr tot. Die einzige Entsprechung zu diesem Bild war kein anderes Bild, keine Ikone oder sonst ein Porträt, die einzige Entsprechung zu dem, was er hier sah, war der lebendige Mensch.

Es war eindeutig. Rief er danach Johannes hinein? Das muss nicht sein. Es waren ja nur zwei Meter Unterschied zwischen beiden in dem Drinnen und Draußen des Grabes. Johannes hat auch so mitbekommen, wie Petrus die Entdeckung in die Glieder fuhr. Da ging auch er hinein, fügt er in seinem Evangelium an und sagt über sich: „Er sah und glaubte.“



Der Auferstandene – in der Kirche
Santa Maria Maggiore in Assisi



Das Grab Christi in der Grabes- und Auferstehungskirche in Jerusalem im Morgengrauen

Dieser Johannes war aber auch „der Jünger, den Jesus liebte“, wie er gern betonte. War es jetzt also die Liebe Christi zu ihm und seine Liebe zu Christus, die ihn nun zuerst das wahre Bild ergreifen und begreifen ließ? Von Petrus sagt er jedenfalls nicht, dass er sah und glaubte. Kann es also sein, dass nicht Petrus den durchsichtigen Schleier zuerst aufhob und gegen das Licht hielt und die offenen, lebendigen Augen des Auferstandenen zuerst in dem Tuch erblickte, sondern Johannes? „Den Auferstandenen sieht man nicht wie ein Stück Holz oder Stein“, schrieb Joseph Ratzinger im Jahr 1985. „Ihn sieht nur, wem er sich offenbart. Und er offenbart sich nur dem, den er senden kann. Er offenbart sich nicht der Neugier, sondern der Liebe.“

Vielleicht war es also wirklich Johannes, der Petrus vor dem Eingang noch den Vortritt gelassen hatte, der hier nun als

erster „sah und glaubte“. Nur Johannes wird bei dem Begräbnis ja auch zugegen gewesen sein und darum gewusst haben, dass das „Schweißstuch auf dem Gesicht Jesu gelegen“ hatte. Das konnte nur ein Augenzeuge der Beerdigung wissen. Sicher hat Maria Magdalena ihm später auch alle Einzelheiten der Beerdigung erzählt, und wie sie die zarte Muschelseide als letzten Gruß über dem Gesicht Jesu zurück gelassen hatte – oder Maria, die Mutter Jesu. War Petrus hingegen nicht schon vor der Kreuzigung geflohen? Er kann von dem Schleier kaum gewusst haben. Auf jeden Fall aber wird Johannes ihm das Tüchlein sofort gezeigt haben, wenn es nicht umgekehrt der Fall war. „Denn sie wussten noch nicht aus der Schrift, dass er von den Toten auferstehen musste“, fährt Johannes danach jedenfalls wieder im Plural fort. So oder so, es war alles eine Sekundensache.



Fotos: Paul Badde

Das Schweißstuch Christi im Licht des Morgengrauens am 7. September 2009

Kann nicht insgesamt alles auch ganz anders gewesen sein? Nicht wirklich, sagt der gesunde Menschenverstand, der die Tücher und Texte der Evangelien ernst nimmt, mit der Örtlichkeit des Grabes vertraut ist – und noch genug Finger hat, um eins und eins und eins und eins und eins zu fünf zu addieren. Nein, sage deshalb auch ich sehr bestimmt, nachdem ich, wie es der Zufall will, wohl der einzige Mensch des Erdballs geworden bin, der in unserer Zeit so viel Zeit in dem Grab von Jerusalem und vor dem Schweißstuch in den Abruzzen verbringen durfte wie kein anderer. Nimmt man die Komponenten also zusammen, das Zeugnis des Augenzeugen Johannes, den Raum, die Stunde, das Licht und die Tücher, nimmt man all dies zusammen – dazu noch als Erstes oder Sechstes die jüdische Scheu vor der rituellen Unreinheit von Gräbern! –, dann kann es nach menschlichem Ermessen kaum anders gewesen sein. Dann muss es Petrus im Grab ähnlich gegangen sein wie Secondo Pia in Turin im Jahr 1898 mit den ersten Fotoplatten des Grabtuchs vor dem Rotlicht der Dunkelkammer, nur viel dramatischer. Was Petrus

- oder Johannes - im Grab von „der besonderen Stelle“ aufhob und gegen das Licht hielt, war der erste Kommentar zu dem, was hier geschehen war. Bis auf den heutigen Tag ergänzt und erschließt deshalb das kleine Grabtuch das große Grabtuch. Zusammen passen sie in das Evangelium des Johannes wie ein letztes Puzzle.

Denn wie gesagt, auf dem großen Grabtuch gab es in diesem ersten Moment in der dunklen engen Kammer nichts zu sehen, wo es nicht einmal zu entfalten war. Damit sind wir beim nächsten Schritt. Denn jetzt können wir nicht nur, jetzt müssen wir beobachten, wie Petrus und Johannes die Tücher danach allesamt hastig an sich nahmen und ins Helle brachten. Sie mussten sie in Sicherheit bringen. Aus dieser Dunkelkammer durfte jetzt nichts mehr verloren gehen! Hier durfte nichts liegen bleiben. Wer wusste denn, was die anderen Tücher bargen! Unmittelbar sahen sie jetzt nur dies: Der Tod hatte in dieser Kammer seine Gewalt verloren. Der Tote war nicht mehr tot; diese Tücher waren nicht länger unrein. Der Durchbruch der Christen-



VORSICHT DÁVILA!

Wer die Revolution verteidigt, zitiert Diskurs; wer sie anklagt, zitiert Tatsachen.

Für den intelligenten Menschen ist der Glaube das einzige Heilmittel gegen Angst. Den Dummkopf kurieren „Vernunft“, „Fortschritt“, Alkohol, Arbeit.

Der Politiker sagt nie, was er wirklich glaubt, sondern was er für nützlich hält.

In der Religion sind Einwände und Beweise gleichermaßen überflüssig.

Es schickt sich, einfach zu sein, aber nicht zu vereinfachen.

Der Optimismus ist eine ziemlich moderne Empfindung. Den klassischen Literaturen fehlt diese abgeschmackte Empfindung.

Grenzenlose Toleranz ist nur eine heuchlerische Art, sich selbst aufzugeben.

Niemand kann seiner Epoche entfliehen, aber mit ein wenig Geschick vermag er, ihren Trivialitäten auszuweichen.

Man muss es wiederholen und wiederholen: das Wesen der Demokratie ist der Glaube an die Souveränität des menschlichen Willens.

Den Christus der Evangelien kümmert nicht die ökonomische Lage der Armen, sondern die moralische Situation der Reichen.

Aphorismen aus den Werken des kolumbianischen Philosophen Nicolás Gómez Dávila
Aus: Das Leben ist die Guillotine der Wahrheiten, Eichborn Verlag, Frankfurt am Main 2006

heit in die Geschichte fing mit einer vollkommenen Verwandlung an. Hätte Christus im Morgengrauen aber auf dem *Soudarion* nicht schon sein Antlitz gezeigt, sie hätten alles liegen gelassen. Sie waren fromme Juden. Die nehmen keine Leichentücher aus leeren Gräbern mit.

Das Turiner Grabtuch, das schon kurz danach der Jerusalemer Urgemeinde die Passion Christi in Bilderschrift nacherzählte, dieses Leinen wäre also ohne das kleine Grabtuch nie gerettet worden, in dem der Auferstandene schon sein Antlitz zeigte. Übertragen auf die Struktur der Grabanlage, die sich ja ebenfalls erhalten hat, ist das Lichtbild auf dem Schweißstuch das „*missing link*“ der Osternacht, dem eine bezwingende Logik für den Ablauf aller Aktionen und Reaktionen für diese wenigen Augenblicke inne wohnt. Jetzt nahmen sie es mit – und alle anderen Tücher dazu. Dies konnte nur heimlich gehen, selbst früh am Morgen, und sie haben die Tücher nicht zur Polizei gebracht, sondern zu Maria und den Aposteln. „Dann kehrten die Jünger wieder nach Hause zurück“, schreibt Johannes. Doch „Zuhause“, das ist klar, war in diesen Tagen weniger ein Haus, sondern die Gemeinschaft der Apostel mit Maria. Zu ihnen kamen die Tücher am Ostermorgen zuallererst. In der Mitte der Urgemeinde wurden sie zum kostbarsten Schatz. Waren es nicht die ersten Seiten der frohen Botschaft von der Passion und Auferstehung Jesu Christi? Aber gewiss doch! Deshalb musste sogleich aber auch nicht nur ihre Herkunft, sondern ihre gesamte Existenz vollkommen verschwiegen und verschleiert werden. Weil die ersten Dokumente des Evangeliums der Urgemeinde auf den unreinsten Schriftrollen abgefasst worden waren, die sich für Juden überhaupt nur vorstellen ließen, kam für ihre Aufbewahrung nur ihr innerster und geheimster Raum in Frage. Unter keinen Umständen durfte die Nachricht verbreitet werden. Hätte sich die Kenntnis der Existenz dieser Grabtücher verbreitet – und diese ultimative Übertretung der Reinheitsgebote! – die frühe Christenheit und auch ihr erstes „Zuhause“ hätten diesen Skandal nicht überlebt.

Johannes verheimlicht das Geheimnis dennoch nicht völlig. Acht Verse nach seinem Bericht über die Tücher im Grab schreibt er in seinem Evangelium schon davon, dass Jesus am Abend dieses ersten Tages der Woche, „als die Jünger aus Furcht vor den Juden die Türen verschlossen hatten“, mit einem Friedensgruß wieder in ihre Mitte trat, sie einzeln anhauchte und ihnen seine Wunden zeigte. Ihre „Furcht vor den Juden“, die sie an diesem ersten Sonntagabend plötzlich die Türen verrammeln ließ, hatte aber keinen anderen Grund als den gefährlichen neuen Schatz in ihrer Mitte. Anders lässt sich das kaum verstehen. Es war das so genannte *Arkanaum* der frühen Christenheit, in dem das bisher Allerunreinste plötzlich als das Allerreinste verehrt wurde. Die Lichtbilder dieser Lichttücher wurden sogleich so dicht verschlossen, dass es Jahrhunderte dauerte, bis sich die Kunde aus diesem Geheimraum löste – während das schöne Gerücht von einem „nicht von Menschenhand gemachten“ Bild vom Antlitz Gottes das ganze Haus der Christenheit allmählich wie Weihrauch erfüllte.